

Martina Böffert, Stephanie Knecht, Thomas Kuchinke und Beate Pihale

Ambivalenz – Die lebendige Dynamik des Dazwischen

Ankunft im Alltag

„Ambivalenz“ ist als psychologischer Begriff rund hundert Jahre alt und erst vor wenigen Jahren in der Alltagssprache angekommen. Jüngst titelte die Zeitschrift „*Supervision*“ (Heft 4/2019) ironisch-verschmitzt: „*Eins ist sicher: Ambivalenz*“ und fragte im Editorial:

„Ambivalenz. Warum gerade dieser supervisorischen Kernkompetenz ein eigenes Heft widmen, wo es doch seit jeher selbstverständlich für uns SupervisorInnen ist, Ambivalenzen zu beleuchten und zu reflektieren?“

„Seit jeher selbstverständlich...“ – klingt nach Märchenformat. Unsere FiS-Studiengruppe hat Erkundigungen über den Begriff eingeholt und ein Abschluss-Kolloquium dazu bestritten. „Die lebendige Dynamik des Dazwischen“ ist ein Antrieb, der verschwindet und immer aufs Neue wiederkehrt – nicht anders geschah dies in den Gruppendiskussionen, in dem Versuch, in immer neuen Anläufen der Erscheinung habhaft zu werden. Gedanken und Erkenntnisse zum Thema, wie sie in unserer Abschlussarbeit und in der Präsentation auftauchten, lassen wir im Überblick angedeutet Revue passieren:

Ambivalenz meint das Erleben eines gleichzeitig auftretenden gegensätzlichen Gefühls wie es das Wort „Hassliebe“ idealtypisch ausdrückt. Gegenwärtig sorgt die weltumspannende akute Pandemie für zahlreich auftretende Gefühlsambivalenz. Von einem auf den anderen Tag im März 2020 veränderte sich der Lebens- und Arbeitsalltag mit dem Shutdown: nichts erscheint mehr „wie vorher“, ob von der „alten Normalität“ etwas zurückkehrt, bleibt auf unbestimmte Zeit offen. Eine tägliche Verunsicherung der Alltagsroutine lässt Unmut, Zweifel und Widerspruch aufkeimen. In der Gesellschaft formiert sich auch Opposition gegen die gravierenden Freiheitseinschränkungen. In Frage gestellt wird, ob nicht die Verletzung grundgesetzlicher Prinzipien von Freiheit und Menschenwürde vorliegt und der „Lebensschutz“ nur Vorwand für „diktatorisches“ Regieren ist. Auch die Solidarität der Generationen wird angezweifelt, – das gleichwertige Lebensrecht der besonders bedrohten älteren Menschen wird hinterfragt. Das anfängliche Vertrauen in die Regierungsentscheidungen schwand in kürzester Zeit. Gegen die ambivalenten Gefühle richten sich in der Öffentlichkeit die Behauptung von Lüge und Täuschungsabsicht der Regierenden über ihre wahren Absichten in der „Corona-Krise“; die unsichtbare tödliche Gefährdung des eigenen Lebens sei eine Erfindung von Impfstoffherstellern. Verschwörungsphantasien antworten auf Ängste – und beflügeln sie gleichzeitig. Alles dies sind beobachtbare Reaktionen auf die „gemischten Gefühle“ in einer schwierigen Lage – mit beträchtlichem kollektivem Aggressionspotential.

Aber zunächst noch einmal zur Ambivalenz, nichts mehr von Corona, – ganz von vorne gedacht, dialogisch wie in einem Brief:

Liebe Ambivalenz,

nun ist es also geschehen. Du hast dich mir genähert. Ich bin neugierig geworden. Wo kommst du eigentlich her? Haben dich die alten Griechen und Römer schon entdeckt? Bist du verwandt mit Janus, dem Doppelköpfigen. Vermummst du dich in Dyade, Dualismus, Dualität, Dilemma? Ist es, mit dir, wie wenn ich sag: „das ist doch schizophran, ich fühl mich gespalten, zerrissen, hin- und hergeworfen, keiner Entscheidung fähig“?

Dann gings mir bald wie dem armen Esel. Welcher Esel, willst du wissen? Na, Buridans. Aus Persien kommt er, Al-Ghazālī hat beschrieben, wie ein Esel sich zwischen zwei gleich großen und gleich weit entfernten Heuhaufen steht. (Na, Heuhaufen hab ich nicht vor mir. Aber entscheiden muss ich oft, täglich, stündlich, immer.) Und was passiert mit dem Esel? Er verhungert. Er verhungert, weil er sich nicht entscheiden kann, welchen Haufen er zuerst fressen soll.

Nein, liebe Ambivalenz, das kannst du nicht wollen. Das bist du nicht. Du bist mehr. Du scheinst anders. Ich ahne, du bist geheimnisvoll, unheimlich, förderlich. Es scheint mir, als seist du mit deiner Fluidität, mit dem Ungewissen und Unbestimmten ein Hauch, der zwischen dem Dilemma hin und her changiert, ich mittendrin. (...)

Dass ich dich aushalten muss, find ich auch nicht so nett. Liegt die Lösung nur im Spüren, Erkennen und Verstehen? Was bringst du? Was ist deine Gegenleistung? Was nützt das Aushalten, das noch nicht wissen und noch nicht entscheiden können? Sind deine Schwestern Geduld, Gelassenheit, Souveränität und Achtsamkeit? Ist dein Bruder die Entschleunigung?

Na, ich lass mich überraschen. Und hab zugleich auch Angst vor dir, Sorge, wie ich dich erkennen, wie ich mit dir leben soll. Aber das will ich dir gleich schon sagen, so aktuell du auch geworden bist, so sehr du durch Verunsicherung unterstützen willst, so sehr das Irritieren, Fremdeln, Ängsteln und Erschrecken deine Heimat ist: Du scheinst mir dennoch irgendwie unmodern: Heute, wo klare Aussagen, eindeutiges Positionieren und schnelles Handeln angesagt ist.

Viele Jahre scheinst du geschlummert, bist erweckt aus einem Dornröschenschlaf in mir. Wie schön, du Entdeckung in all der Vielschichtigkeit zwischen Leben und Sterben, Zwang und Freiheit, Schmerz und Vergnügen.

So will ich dich begrüßen und dich willkommen heißen. Mal sehen, was aus uns beiden wird, welche Beziehung wir entwickeln und welche Bedeutung ich zu geben dir dann bereit bin.

In ungewisser und zögerlicher Vorfreude grüßt dich

Deine Martina

Warum und wozu also viel Aufhebens um ein „Phänomen“, das längst so selbstverständlich über die Lippen kommt? Mit Gewissheit lässt sich sagen, Ambivalenz ist eine regelmäßige Begleiterscheinung im Leben, aber gleichzeitig ist sie alles andere als „sicher“, „eindeutig“ und „selbstverständlich“. Vielmehr erscheint sie selbst „ambivalent“, – und somit ein guter Grund noch einmal Inhalt, Bedeutungen und Geschichte des Begriffes und seiner Verwendung aufzurollen.

Ambivalenz der Gefühle

„Ambiguität“ – Zweideutigkeit – ist älter als Ambivalenz. Zweideutigkeit sahen lateinische Rhetoriker als Mittel der Argumentation in dialogischen Kontroversen eingesetzt, aber sie schätzten dieses nicht. Zwiegespaltenes Sprechen hinterließ Unklarheit und deutete auf eine gewisse Entscheidungsunfähigkeit hin, die vermieden werden sollte.

Dagegen hat der Begriff „Ambivalenz“ eine „kurze“ Geschichte seit Anfang des 20. Jahrhunderts. Der Direktor des psychiatrischen Uniklinikums Zürich, Eugen Bleuler (1857-1939), interessiert an Freuds Psychoanalyse, warf einen neuartigen Blick auf die Leitsymptome der schizophrenen Erkrankungen. In einem „Vortrag über Ambivalenz“ (1910) erläuterte er Ambivalenz als das gleichzeitige Vorhandensein der Affekte von Liebe und Hass und des Wollens und Nicht-Wollens (Ambitendenz) in Bezug auf ein Objekt. Solcherart Affekte erzeugten dramatische Denk- und Handlungsblockaden bei psychotisch erkrankten Patienten. Im Zuge des wechselseitigen Austauschs zwischen Freud in Wien und Bleuler in Zürich griff Freud den Begriff auf:

„Bei den heilbaren Formen von Psychoneurosen finden sie (die negative Übertragungen, TK) sich neben der zärtlichen Übertragung, oft gleichzeitig auf die nämliche Person gerichtet, für welchen Sachverhalt Bleuler den guten Ausdruck Ambivalenz geprägt hat. Eine solche Ambivalenz der Gefühle scheint bis zu einem gewissen Maße normal zu sein, aber ein hoher Grad von Ambivalenz der Gefühle ist gewiß eine besondere Auszeichnung neurotischer Personen.“ (Freud 1912, S. 372f.)

Bald darauf sieht Freud *„die Gefühlsambivalenz im eigentlichen Sinne, also das Zusammentreffen von Liebe und Haß gegen dasselbe Objekt, an der Wurzel wichtiger Kulturbildungen“* stehen: Religion, Sittlichkeit, Gesellschaft und Kunst könnten an der gleichen Stelle, also an der Gefühlsambivalenz, ihren Anfang nehmen. *„Wir wissen nichts über die Herkunft dieser Ambivalenz“*, schreibt Freud und will die Möglichkeit auch nicht ausschließen, *„daß sie, dem Gefühlsleben ursprünglich fremd, von der Menschheit an dem Vaterkomplex erworben wurde, wo die psychoanalytische Erforschung des Einzelmenschen heute noch ihre stärkste Ausprägung nachweist.“ (Freud 1913, S. 188/189)*

Während er an der konflikthafter Gefühlsambivalenz des Sohnes zum Vater grundsätzlich und selbstverständlich festhielt, bezeichnete Freud die Mutter-Sohn-Beziehung am ehesten als „ambivalenzfrei“. Die ungeklärte Herkunft und Entstehungsgeschichte der Ambivalenz ließ er theoretisch offen und widersprüchlich. Freud bemerkte dennoch, dass Liebe und Hass keinen gleichrangigen Gegensatz bildeten, sondern unterschiedlichen Quellen entsprangen: *„Der Haß ist als Relation zum Objekt älter als die Liebe, er entspringt der uranfänglichen Ablehnung der reizspendenden Außenwelt von seiten des narzißtischen Ichs.“ (Freud 1915, S. 232)*

Damit legte Freud den Hass doch in die frühere Mutter-Kind-Beziehung, in der sich der Säugling mit der Mutter omnipotent vereint fühlt und seine Zufriedenheit oder Gleichgültigkeit gegenüber der Welt nur von unlustvollen Spannungen gestört fühlt. Es war der nächsten Generation von Analytikerinnen vorbehalten, an diesen Gedanken anzuknüpfen.

Melanie Klein (1962) konzipierte „Ambivalenz“ als einen Entwicklungsschritt, in dem der Säugling Spaltung und Projektion als Angstabwehr aufgeben konnte. In völliger Abhängigkeit

von der Mutter verfügt er noch nicht über ein eigenes „Ich“ und hat auch keine getrennte Vorstellung von dem „andere Objekt“, der Mutter. Stattdessen fällt in seiner Wahrnehmung „gut“ und „böse“, Lust und Unlust auseinander, „Spaltung“ und „Projektion“ dienen vorrangig seiner Angstabwehr und seinem Spannungsabbau. Erst im Laufe der Entwicklung „realisiert“ das kleine Kind, dass die „guten“ (lustvoll erlebten) ebenso wie die bösen unlustvollen Gefühle auf die gleiche Person, die Mutter, gerichtet sind. Und darüber kann es auch die „gemischten Gefühle“ ertragen lernen – zumindest zeitweise.

Margaret S. Mahler (1979) sieht die Ambivalenz in einer späteren Phase der kindlichen Individuation. In der „Wiederannäherungskrise“ an die Mutter steht „Ambivalenz“, könnte man sagen, bei ihr am Anfang auf dem Weg in die „Selbständigkeit“. Seine ersten Schritte in die Autonomie betrachtet die Mutter möglicherweise mit skeptischer Sorge und überträgt damit ihre Ambivalenz auf ihr Kind, – ein Gedanke, der auch in den Modellen der späteren Bindungstheorie wiederkehrt.

Zusammenfassend festgehalten: *„Die Fähigkeit, Ambivalenz zu ertragen, und die Integration des Hasses sind ein und dasselbe.“* (Müller-Pozzi 1991, S.114) Der psychoanalytische Ambivalenzbegriff bezieht sich auf einen „Entwicklungsaspekt“ heraus aus der dyadischen Mutter-Kind-Beziehung und beschreibt konflikthafte Erfahrungsschritte aus der Abhängigkeit und in die Autonomie (mit jeweils neuen Abhängigkeiten). Im menschlichen Leben später tritt gleichzeitig die libidinöse und aggressive Objektbesetzung auf und wirkt beängstigend, spannungsgeladen und vor allem konflikthaft im individuellen Erleben. Ambivalenz lässt sich als wichtiges passageres Krisenphänomen des „Übergangs“ betrachten: eben „die lebendige Dynamik des Dazwischen“.

Im Ertragen oder „Aushalten“ solcherart spannungsgeladener gemischter Gefühle unterscheiden sich die einzelnen Individuen erheblich: Je geringer ihre Toleranz ausgeprägt ist, umso eher werden diese „inneren“ Spannungen in den sozialen Feldern „außen“ wahrgenommen und dort auch agiert. Das meint der ebenfalls aktuell gebräuchliche Begriff „Ambiguitätstoleranz“. Geprägt hat ihn in den 40er Jahren des letzten Jahrhunderts Else Frenkel-Brunswik als empirisches „Konstrukt“ in der Sozialpsychologie: In ihren Tests und Interviews erwiesen sich gegenüber Einwanderern und Fremden hoch vorurteilsvoll eingestellte Probanden (Kinder und ihre erwachsenen Eltern) rigider, konventioneller, aggressiver, intoleranter und weniger einfühlsam in der moralisch bewertenden Beurteilung anderer als niedrigere bis wenig vorurteilsvolle Personen. Heute wird auch von (notwendiger) „Ambivalenztoleranz“ gesprochen.

Wirklichkeitssinn – Möglichkeitssinn

Robert Musil, Schriftsteller mit Abschlüssen als Ingenieur und Experimentalpsychologe, war Zeitgenosse von S. Freud. In seinem Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“ eine entsprechende Hauptfigur Ulrich, seinem Wesen nach ambivalent: *„Ein solcher Mann ist aber keineswegs eine sehr eindeutige Angelegenheit“*. „Ohne Eigenschaften“ hieß vor allem den Mann weniger „individualpsychologisch“ zu verstehen, als ihn immer aktuell in der gesellschaftliche Realität denkend und handelnd mit „Möglichkeitssinn“ auszustatten:

Wenn man gut durch geöffnete Türen kommen will, muß man die Tatsache achten, daß sie einen festen Rahmen haben: dieser Grundsatz, nach dem der alte Professor immer gelebt hatte, ist einfach eine Forderung des Wirklichkeitssinns. Wenn es aber einen Wirklichkeitssinn gibt, und niemand wird das bezweifeln, daß er seine Daseinsberechtigung hat, dann muß es auch etwas geben, das man Möglichkeitssinn nennen kann.

Wer ihn besitzt, sagt beispielsweise nicht: hier ist dies oder das geschehen, wird geschehen, muß geschehen; sondern er erfindet: Hier könnte, sollte oder müßte geschehn; und wenn man ihm von irgendetwas erklärt, daß es doch so sei, wie es sei, dann denkt er: Nun, es könnte wahrscheinlich auch anders sein. So ließe sich der Möglichkeitssinn geradezu als Fähigkeit definieren, alles, was ebensogut sein könnte zu denken und da, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist. Man sieht, daß die Folgen solcher schöpferischen Anlage bemerkenswert sein können, (...). Solche Möglichkeitsmenschen leben, wie man sagt, in einem feineren Gespinnst, in einem Gespinnst von Dunst, Einbildung, Träumerei und Konjunktiven; Kindern, die diesen Hang haben, treibt man ihn nachdrücklich aus und nennt solche Menschen vor ihnen Phantasten, Träumer, Schwächlinge und Besserwisser oder Krittler.“ (Musil 1930, S.16)

Postmoderne Wendezeiten und Ambivalenz

Mitte des 20. Jahrhunderts sprachen einzelne Sozialwissenschaftler von einer „soziologischen Ambivalenz“ im Kontext beruflicher Rollen und einhergehender Normen- und Beziehungskonflikte (etwa R.K. Merton). Der Organisationswissenschaftler K.E. Weick vermittelte Theoretikern wie Praktikern/= Managern die Auffassung von Organisationen, in Bezug auf die Steuerung jeglichen „Prozeß des Organisierens“ generell von „Ambivalenz als dem besten Kompromiss“ auszugehen. Gegen leicht sich einstellende Illusionen erfasste er Organisationen als prinzipiell in einem ständigen Wandel befindlich, offen und ungewiss, und keinesfalls ließe sich „die Richtung vom Chaos zur vermehrten Ordnung“ (Weick 1985, S. 175) in der Organisationsentwicklung erzwingen.

In den Analysen von sozialer Interaktion in beruflichen Rollen und Organisationen scheint vor allem der Übergangscharakter und die Scharnierfunktion des Ambivalenzbegriffes ein Merkmal zu sein. So, – wie ihn Musil in der Metapher von „Tür“ und „Türrahmen“, dem Wirklichkeits- und Möglichkeitssinn, oder auch unser Kolloquiumsbeitrag „...Lebendige Dynamik des Dazwischen“ oder ebenso auch Freud im „Zauderrhythmus des Lebens“ andeutet. Ambivalenz – erscheint weniger ein fester Gegenstand als ein Aggregatzustand des Augenblicks.

„Ambivalenz“ und „Moderne/Postmoderne“ treten erst viel später in den Sozialwissenschaften gehäuft und auch gepaart auf. Anschaulich, wenn auch nicht „wissenschaftlich evident“, ist die statistische Häufigkeit des Auftretens in Fachliteratur und Feuilleton von Suchmaschinen wie „Google-Ngram-Viewer“ und „Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache (DWDS)“ festgehalten. Sie verzeichnen einen steilen Anstieg etwa seit Mitte der achtziger bis Mitte/Ende der neunziger Jahre. Unabhängig von einem leichten „Knick“ und Rückgang mit der Jahrtausendwende finden sich beide Begriffe im allgemeinen

Wortschatz „eingebürgert“. In den Sozialwissenschaften ist zuvor von „Modernisierung“ die Rede, nicht aber von der „Moderne“ als kategorialer historischer Einordnung von Gesellschaft.

„Ambivalenz“ und „Moderne“ betraten die Bühne erst in dem historischen Moment, als der gesellschaftliche Traum vom „Fortschritt in der Geschichte“ weitgehend ausgeträumt war. Spätestens wohl mit der ökologischen Weltkrise am Horizont seit Ende der siebziger Jahre. Begriffe wie die „Risikogesellschaft“ und die Individualisierungstheorie „jenseits von Stand und Klasse“ (Ulrich Beck) schlugen ein neues Kapitel in der Sozialwissenschaft auf. Becks Unterscheidung von „erster“ (Industrialisierung und kapitalistischer Massenproduktion) und „zweiter reflexiven“ Moderne (Wissensgesellschaft und Informationstechnologie) wurden für eine epochalen Unterscheidung herangezogen, auf den sich auch die „Postmoderne“ bezog. (siehe z.B. Beck 1994 u. 2004)

1989/90 gelten im historischen Rückblick als „Wendezeit“ nicht nur in Deutschland und Europa, sondern von globaler Bedeutung: Das Ende des Kalten Krieges, die Auflösung der Sowjetunion, die Öffnung der Grenzen zwischen Ost- und Westeuropa, und damit auch die Öffnung der Märkte für Kapital, Arbeitskraft und Waren. Die gleichzeitig stattfindende beschleunigte weltweite Entwicklung und Durchsetzung der Informations- und Kommunikationstechnologie stellt einen revolutionären Umbruch dar, der historisch nicht zu Unrecht mit der Erfindung und den Folgen des Buchdrucks vor 500 Jahren verglichen wird. Eine neue Branche entstand und wälzte gleichzeitig die bestehenden Industrien und Dienstleistungsunternehmen ohne Ausnahme um: Wohlfahrtsstaat, individuell-privaten Konsum, Lebens- und Beschäftigungsverhältnisse inklusive.

Für eine sehr kurze Zeit blühten hoffnungsvolle Erwartungen von weltweit mehr Demokratie, Freiheit, Toleranz und Vielfalt. Zumindest als Chance einer „postmodernen“ gesellschaftlichen Entwicklung: Ambivalenz – als Chance, der bisher in der „alten“ Moderne die Anerkennung verweigert wurde, im Gegenteil, die stetig vernichtet werden sollte. So konzipiert und rekonstruiert der Soziologe Zygmunt Bauman¹ den postmodernen Ausgang um 1990. Allerdings bleibt er kritisch in Bezug auf die Realisierung der bestehenden Chancen: ohne Gewähr und Garantie. Bauman beleuchtet die problematischen Seiten und betreibt „kritische Aufklärung“ ganz im – guten – Sinne der (alten) Moderne folgend.

Von den optimistischen Erwartungen vor 30 Jahren ist heute wenig bis nichts mehr übrig geblieben. Die skeptisch-kritisch beleuchteten Tendenzen haben sich in der Wirklichkeit bestätigt. Gesellschaftspolitische Regression und Abschottung herrschen weltweit vor, Rückzug aus der Vielfalt, Rückzug auf vermeintlich „eigene“ kollektive Identitäten sind derzeit erfolgreich. Angst, Misstrauen und Feindseligkeit gegenüber den liberalen „Eliten“ und der von ihnen geförderten Globalisierung begünstigen die Zustimmung zu autoritär-aggressiv auftretenden Agitatoren, die sich als Retter in der Not anbieten, mit allem aufzuräumen. Mit einer massiv sich ausbreitenden Ambiguitätsintoleranz, wie sie die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts kennzeichnete, kehrt eine kollektive Abwehr von Einsicht in die weltgesellschaftliche Realität zurück: Alternative Fakten bis zur offenen Lüge erhitzen die

¹ Siehe dazu auch: Thomas Kuchinke, Ambivalenz thematisieren. Zygmunt Bauman und der gesellschaftliche Kontext einer supervisorischen Haltung, Ulm, 2020 (im Erscheinen)

Gemüter und finden vielfach Gehör, bei gleichzeitiger Unterkühlung des um Kommunikation und Verständigung bemühten Verstandes.

Die gegenwärtigen Entwicklungen bedrohen und untergraben Freiheit, Demokratie und sozialen Frieden in nicht unerheblicher Weise. Wo Verschwörungstheorien und „alternative Fakten“ mediale Verbreitung finden, werden öffentlich aufkommende Zweifel nicht als Anfrage verstärkt, sondern als Lügenvorwurf umgemünzt: konstruktive Aufklärung einer gemeinsam geteilten „Wahrheit“ ist nicht das Ziel, weil Wahrheit als Ideologie und Lüge der herrschenden Eliten betrachtet wird. Diese verschleiern nur hinter ihnen agierende dunkle Mächte und Interessen. Einzig destruktiv ist ein Kampf dagegen vorstellbar. Eine behauptete Selbstverteidigung in einer Bedrohungslage rechtfertigt vermeintlich die eigene Aggression – sie versteht sich sozusagen von selbst und schließt eine Diskussion mit anderen Auffassungen aus.

Unter solchen „klimatischen“ Bedingungen werden viele sozialen, kulturellen und politischen Entwicklungen bis zu einem gewissen Grad ambivalent und ihre Aufklärung stellt ein schwieriges Unterfangen dar. Nicht anders als ihre Supervisand*innen verfügen Supervisor*innen – wie überhaupt alle Zeitgenoss*innen der Gegenwart – über mehr oder minder die gleiche „Feld(in)kompetenz“. Aber als Vertreter*innen einer Profession, welche Kommunikation, Verständigung, „Vermittlung“ und Aufklärung (in beruflichen Kontexten) befördern möchte, sind Supervisor*innen in ihrem Selbstverständnis, Ethos und ihrer Haltung unmittelbar berührt: zeitgleich vor rund 30/40 Jahren setzte die Professionalisierung und Institutionalisierung von Supervision ein und die Nachfrage stieg. Seitdem ist auch das Verhältnis von „Gesellschaft und Supervision“ ein Thema, nicht zwecks Anpassung an die übermächtige gesellschaftliche Realität, sondern um den unvermeidlichen „Rahmen“ von Supervisionsprozessen besser verstehen und darauf Bezug nehmen zu können.

Ambivalenz in der Supervision

Die zentralen und tiefgreifenden gesellschaftlichen Veränderungen, die sich seit den letzten 40 Jahren deutlich durchgesetzt haben, umfassen die Arbeits- und Beschäftigungsverhältnisse und ebenso die Führungs- und Organisationskulturen. Individuelles Erleben und kollektive Erfahrung verschränken sich hier miteinander, – sehr verschieden werden sie wahrgenommen und interpretiert, sehr individuell wirken sie sich aus und entsprechend individuell werden sie „verarbeitet“. An dieser Stelle stark pauschalisierend und verkürzend zusammengefasst: die Verschiedenheit und Diversität anzuerkennen und dennoch etwa eine gemeinsame, kooperative Arbeitsfähigkeit zu erhalten und zu erzeugen, gehört per Definition zum supervisorischen Auftrag, – und ist doch eben auch „supervisorische Kunst“: Ambivalenzerfahrungen aufzugreifen und produktiv in einen dialogischen Prozess zu bringen.

Das individuelle Erleben einer enormen Veränderungsgeschwindigkeit, gestiegenen Anforderungen an Flexibilität, Selbstkontrolle und an Eigenverantwortung, an stetige Kreativität und Kooperationsbereitschaft in flachen Hierarchien und entgrenzten Organisationen – all dies wird in Beratung und Supervision vielfältig zur Sprache gebracht. Resultierende Konflikte und Ungewissheiten werden gleichermaßen als „spannende

Herausforderung“ und ebenso „notorische Überforderung“ immer wieder als Gegenstand aufgegriffen und thematisiert, als individuelle wie auch kollektive Erfahrungen auf unterschiedlichen Führungs- und Teamebenen. Historisch insgesamt verändert hat sich das Leistungs“ideal“, – nicht mehr das berufliche Arbeitskraft-Modell sondern die Sozialfigur des ökonomisch kalkulierenden Unternehmers ist Leitfigur für die einzelnen, so wie auch nicht länger „die Fabrik“ Modell ist, sondern das Dienstleistungsunternehmen Pate für die Industrie- und (auch öffentlich-staatliche) Verwaltungskulturen steht.

Zwei weitere „soziale Tatsachen“ oder „Dimensionen“ seien als gesellschaftliche Veränderungen an dieser Stelle noch einmal ausdrücklich erwähnt, weil sie die Verschiedenheit und Diversität von individuellen Erfahrungen in beruflicher Hinsicht und privat-intimer Beziehung tiefgreifend ausmachen. Zum einen, und sofort einleuchtend, die digitale technologisch sich verändernde Infrastruktur von Betrieb und Privathaushalt. Zum andern, und eher erst auf den zweiten Blick einleuchtend: die steigende Erwerbstätigkeit von Frauen – und damit einhergehend eine soziale und „sozialisierend-kulturelle“ Dimension in der Gesellschaft.

Sie reicht hinein in die privat-intime Paar- und Familienbeziehung und ist – umkämpftes – Terrain der Geschlechterverhältnisse (und inzwischen auch Geschlechts*identitäten*) in allen gesellschaftlichen „Konfliktzonen“ der Politik, Öffentlichkeit und nicht zuletzt auch im beruflichen Kontext. Die „Vereinbarkeit von Familie und Beruf“ und „Quote“ sind Stichworte in der politischen Auseinandersetzung – die letzten Wochen der „Corona-Krise“ haben das erneut und deutlich auf die Tagesordnung gesetzt. Im Alltag berufstätiger Frauen und Männer sind „Kinder, Küche und Karriere“ ein fortgesetztes Feld von Konflikt und Kompromiss, dem Erleben von Auf- und Abwertung von biographisch erlebter Enttäuschung bis zum Scheitern an den eigenen Ansprüche. Die gesellschaftlichen „Errungenschaften“ im Geschlechterverhältnis sind kollektiv nicht „wetterfest“, sehr schnell können sie in Krisen in die Gegenrichtung umschlagen:

„Kosten“ und „Preise“ beispielsweise der Vereinbarkeit von „Familie und Beruf“ werden täglich aufs Neue verglichen, bewertet und führen zu individuellen Entscheidungen in – notwendiger Weise ambivalenten – Konstellationen von Zielen und Ansprüchen in der eigenen Lebensführung. An keiner anderen Stelle einer Erwachsenenbiographie ist die persönliche Identität derart krisenhaft herausgefordert, wie an der Schnittstelle von Familiengründung, Elternschaft und gleichzeitiger Berufsentwicklung – und das über einige Jahre hinweg. In diesem überwiegend von Frauen thematisiertem Kontext ist Ambivalenz die Regel und nicht die Ausnahme. Vielfältig und wiederholt tritt Ambivalenz ein und auf: An erster Stelle häufig, weil sie schon vom eigenen Partner (Kollegen, Vorgesetzten in Folge) „anders“ oder „gar nicht“ gesehen, also gelehnt wird.

Aber nicht nur von ihm (dem Partner usw.) – sondern gleichfalls in der eigenen Person. Elternschaft und Berufsentwicklung, – Weiterbildungen nicht weniger –, beleben vielfältige regressive Gefühle und Auseinandersetzungen mit der je eigenen Herkunftsfamilie und ihren Werten und Ansprüchen, die (eben leider) nicht spurlos vorübergegangen sind. Ambivalenz tritt dann in Erscheinung, „wenn man mit etwas nicht fertig wurde“.

„Nicht die Idee des Gleichgewichts (Balance) wird hier konstitutiv für Identität postuliert, sondern die Annahme, dass dies eine immer wieder neu anzugehende Aufgabe und Herausforderung sei. Ebenso wird – normativ – nicht das Streben nach Harmonie als

erstrebenswert dargestellt, sondern der Umgang mit der Einsicht in die unvermeidliche Tatsache von „Differenz“, von Gegensätzen, Spannungen und Konflikten. Sie artikulieren sich in Interessen, Macht und Herrschaft. Dementsprechend werden Prozesse der Identitätsbildung als sozial und kulturell eingebettet angenommen, selbst dann, wenn sie von den Beteiligten als völlig subjektiv empfunden werden (...). (Lüscher 2011, S. 379)

Der Familien- und Generationensoziologe Kurt Lüscher hat aus „wissenssoziologisch-pragmatischer Perspektive“ Ambivalenz in den letzten Jahrzehnten als „sensitives Modell“ (sensitizing concept) interdisziplinär gewürdigt und in allen kommunikations- und dialogbasierten Formaten der Beratung, Supervision und Psychotherapie wirksam gesehen: „Ambivalenz als prozessuales Betriebsgeheimnis personaler Identität“, so Lüscher. Identität ist zu keinem (berufs-)biographischen Zeitpunkt eine feste Größe, sondern wird als prozessierend vorgestellt, ist also immer begleitet von „Nicht-Identität“. Beide, Identität wie Nicht-Identität (unbekanntes oder fremdartig erlebt) können (und sollen) in den Fokus der Selbstreflexion geraten, wenn dem „prozessualen Betriebsgeheimnis“ (Ambivalenz) Aufmerksamkeit entgegengebracht wird.

In der Beförderung dieses Gedankens läge die „selbstverständliche“ Aufgabe der Supervisor*in, denn nicht jedem Gegenüber und in jedem Fall ist die auftauchende Ambivalenz „bewusst-und-gewollt“. Neben den vielen „Tugenden“ einfühlsamer Teilnahme, der Fähigkeit, das Übertragungsgeschehen zu erfassen, unverständlich und fremdartig erlebtes in den Dialog einzubringen, ist an in diesem Zusammenhang vor allem folgendes gefragt: Eine abwartende und abstinente Haltung, welche der Entfaltung jeglicher Ambivalenz „auf der Bühne“ der Selbstreflexion genügend Raum lässt. Nur dann kann, wer sie eher „fürchtet“ oder „meidet“, ihr Bedeutung „einräumen“. Supervisorin und Supervisor können auf Ambivalenz hingewiesen werden, ihre Bedeutung „entdecken“ und anerkennen werden sie nur selbst.

Supervision ist nicht zufällig „anti-ökonomische“ Zeit – und sucht „Entschleunigung“. Aufmerksamkeit für Ambivalenz und für die damit verbundenen Prozesse des Oszillierens, Schwankens, Zögerns, Zauderns in wiederholten Durchgängen braucht vor allem eins: Zeit. Die „Vergeudung“ kostbarer Zeit wird notorisch unterschätzt – wie Schlafen und Träumen – und ist doch eigentlich lebensnotwendig, nicht nur für einzelne Individuen, sondern für Gruppen, Teams und ebenso das gesellschaftliche, kollektive Zusammenleben, wie sich überdeutlich in der gegenwärtigen schwierigen Zeit der Pandemie zeigt.

Der inzwischen alltäglich verwendete Begriff wird oft im Plural verwendet. Es ist von „Ambivalenzen“ die Rede und entsprechend leichtfertig wird vieles darunter subsumiert. Nicht alle Entscheidungsschwierigkeiten etwa sind auf Ambivalenzen zurückzuführen. Die Sensibilisierung für Ambivalenz zielt aber im Einzelnen darauf ab, die konflikthaft von Gegensätzen geprägte und deshalb angstbesetzte Qualität der Gefühlsambivalenz zur Sprache zu verhelfen, um ihr den Alp oder den Druck, der mit ihr einhergeht, zu nehmen. Weniger geht es um eine neuartige Etablierung einer „Kultur der Ambivalenz“, als darum, Unangenehmes zu ertragen, ohne es gleich beseitigen, leugnen oder verdrängen zu müssen. In dem abwartenden Ertragen liegt die Gelegenheit, zu einem späteren Zeitpunkt deutlicher und klarer sich äußern und verhalten zu können.

Literatur

Beck, U./Beck-Gernsheim, E. (Hrsg.) (1994): Riskante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften, Frankfurt a.M.

Beck, U./Lau, Ch. (2004): Entgrenzung und Entscheidung: Was ist neu an der Theorie der reflexiven Moderne? Frankfurt a.M.

Freud, S. (1912): Zur Dynamik der Übertragung, in: GW VIII.

Freud, S. (1913): Totem und Tabu, in: GW IX.

Freud, S. (1915): Triebe und Tribschicksale, in: GW X (1913-1917).

Klein, M. (1962): Das Seelenleben des Kleinkindes und andere Beiträge, Stuttgart 3. Auflage 1989.

Lüscher, K. (2011): Ambivalenz weiterschreiben, in: Forum der Psychoanalyse H. 4, Dez. 2011.

Mahler, M. (1979): Studien über die ersten drei Lebensjahre, Stuttgart 3. Auflage 1989.

Müller-Pozzi, H. (1991): Psychoanalytisches Denken. Eine Einführung, 2. Auflage Bern.

Musil, R. (1930): Der Mann ohne Eigenschaften, Rowohlt-Lizenzausgabe Büchergilde 1978.

Weick, K. E. (1985): Der Prozess des Organisierens, Frankfurt a.M.